

DAN T. SEHLBERG

SINON



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Hanna, die Frau des IT-Professors Eric Söderqvist, hat die Infektion mit dem neuartigen Virus NCoLV überlebt. Angeblich steht die Biotechfirma Cryonordic in Uppsala kurz vor der Entwicklung eines Impfstoffs, doch die dafür benötigten Antikörper lassen sich nur aus Hannas Blut gewinnen. Eric hat Bedenken; es gibt Gerüchte, dass die Eigentümer von Cryonordic in terroristische Aktivitäten verwickelt sind.

Akim Katz, Deckname Sinon, wird in Israel festgehalten. Der langjährige enge Berater des israelischen Ministerpräsidenten war als Spion der Hisbollah enttarnt worden. Nach einer dramatischen Befreiungsaktion schickt ihn Cryonordic auf eine Geheimmission. Doch Sinon sinnt auf Rache ...

Eric erkennt, dass seine geliebte Hanna in großer Gefahr schwebt. Wer könnte da zu ihrem Schutz willkommener sein als die knallharte Mossad-Agentin Rachel Papo, die plötzlich im Haus der Söderqvists in den Stockholmer Schären auftaucht. Doch Eric weiß nicht, für wen Rachel wirklich arbeitet und wie skrupellos sie in Wahrheit ist ...

Autor

Dan T. Sehlberg, Jahrgang 1969, MBA der Stockholm School of Economics, in den 80ern Mitglied der Rockband Nova, hat mehrere IT- und Internetfirmen gegründet. Nach dem internationalen Erfolg seines Debütromans »Mona« schrieb er im Anschluss die Fortsetzung »Sinon«. Sehlberg lebt mit seiner Frau und zwei Töchtern in Stockholm.

Dan T. Sehlberg im Goldmann Verlag:

Mona. Thriller

 auch als E-Book erhältlich)

Dan T. Sehlberg

SINON

Thriller

Aus dem Schwedischen
von Dagmar Lendt

GOLDMANN

Die schwedische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel »Sinon«
bei Lind & Co., Stockholm.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Oktober 2017

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung

des Kiepenheuer & Witsch Verlags

Copyright © der Originalausgabe 2015 by Dan T. Sahlberg

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2016

by Kiepenheuer & Witsch, Köln

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Getty Images / Ryan McVay; Fine-Pic®, München

AG · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48343-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für Anna, Natasha und Rebecca

Das Wort *Pandemie* kommt vom griechischen »pandemia« und bedeutet »das ganze Volk«. Eine Pandemie gilt als zweitgrößte Gefahr für die Menschheit, nach der Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen. Ausgehend von den Schlagworten bei Twitter wurde ermittelt, welche globale Katastrophe die Menschen am meisten fürchten. Eine Pandemie kam mit vierunddreißig Prozent der Nennungen auf Platz eins, ein Zusammenbruch der Wirtschaft auf Platz zwei.

INHALT

| | |
|----------------------------------|-----|
| Prolog | 11 |
| Teil 1 – Grüße aus Ketziot | 15 |
| Teil 2 – Geschwisterliebe | 91 |
| Teil 3 – Der Nullpunkt | 291 |
| Epilog | 439 |
| Dank | 445 |

Prolog

Cornelia Mulder hätte nicht zur Arbeit gehen sollen. Nicht die überfüllte S-Bahn von Brennerbaan nach Nyenrode nehmen oder überhaupt aufstehen sollen. Sie hatte die ganze Nacht geschwitzt und schreckliche Träume gehabt, und sicher hatte sie hohes Fieber. Als der Wecker klingelte, überwand sie sich trotzdem, die Füße in die Lammfellpantoffeln zu stecken und ins Bad zu schlurfen. Sie zog die Kleider vom Vortag an, stopfte ihre Papiere in die abgewetzte Umhängetasche und verließ das Haus, ohne sich geschminkt zu haben. Die Fahrt zur Universität war ein Albtraum; jedes Mal, wenn der Zug sich in die Kurve legte, war sie kurz davor, sich zu übergeben. Die lauten Stimmen um sie herum klangen fern und abgehackt. Es war der erste Tag des Semesters, heute würde sie ihre neue MBA-Klasse begrüßen. Sich krankzumelden war undenkbar, die Studenten hatten hohe Studiengebühren bezahlt, und alle kamen mit den besten Empfehlungen von Hollands erfolgreichsten Unternehmen. Die Erwartungen waren hoch.

Im Dozentenzimmer bemerkte Cornelia die Wunde an ihrem rechten Arm. Als sie vor dem Spiegel im Waschraum das durchgeschwitzte Kleid hochzog, entdeckte sie die gleichen Wunden auf dem Bauch, braunschwarze Beulen, die wehtaten, wenn sie daraufdrückte. Sie erbrach sich ins Waschbecken, wischte sich den Mund mit einem kratzigen Papiertuch ab und starrte lange auf das rotäugige Gesicht im Spiegel. Der Unterricht begann in weniger als vierzig

Minuten. In drei Stunden hatte sie Unterrichtsschluss, dann würde sie sofort nach Hause fahren und sich ins Bett legen.

Die fünfzig Studenten saßen in vier Reihen im Klassenraum, die Rücken gerade und die Stifte gezückt. Vor ihnen, zwischen dem Kamin und dem Rembrandt-Gemälde, stand ihre Seminarleiterin Cornelia Mulder. Schon beim Eintreten hatte sie einen verwirrten Eindruck gemacht, ihr Blick flackerte hin und her, und sie bewegte sich hölzern. Sie stellte sich vor, dann verstummte sie, vielleicht hatte sie noch mehr sagen wollen, es sich aber anders überlegt. Sie fuhr sich mit dem Unterarm übers Gesicht und seufzte so laut ins Mikrofon, dass es in den Lautsprechern rumpelte. Sie schluckte und ordnete ihre Unterlagen. Die Sekunden verstrichen. Eine unbehagliche Stille breitete sich aus. Cornelia versuchte zu trinken, aber ihre Hand zitterte so sehr, dass sie das Wasser auf ihre Papiere verschüttete. Schließlich drehte sie sich zu den großen Fenstern um, hinter denen der Park lag.

»Ich ... wo war ich?«

Eine Studentin in der ersten Reihe hob die Hand, wartete aber nicht, bis ihr das Wort erteilt wurde. »Frau Mulder, Sie haben Nasenbluten.«

Cornelia hob automatisch die Hand ans Gesicht, dabei wurden mehrere offene Wunden auf ihrem Arm sichtbar. Sie schwankte, und noch ehe jemand bei ihr sein konnte, sackte sie haltlos zu Boden. Der Student, der ihr am nächsten saß, war aufgesprungen, um ihr zu helfen, aber jetzt wich er zurück. Das Gesicht der Frau zu seinen Füßen war voller Blut. Es lief aus ihren aufgerissenen Augen und sprudelte aus ihrem halb geöffneten Mund.

Oberarzt Jahn Boer studierte besorgt die Krankenakte der neu eingetroffenen Patientin. Cornelia Mulder war nicht die Einzige; in den vergangenen Stunden waren weitere sechs Patienten mit identischen Symptomen in die Notaufnahme des UMC in Utrecht eingeliefert worden. Alle lagen jetzt im Koma.

TEIL 1

GRÜSSE AUS KETZIOT

Sieben Tage früher. Zwischen Nairobi und Somalia

African Express Flug XU 529 war mit fünf Stunden Verspätung vom internationalen Flughafen Jomo Kenyatta in Nairobi gestartet. Die Flugzeit würde gut neunzig Minuten betragen. Sie hatten keinen Termin einzuhalten, deshalb spielte die Verspätung keine Rolle. Rachel Papo sah auf ihre Uhr, noch zwanzig Minuten bis zur Landung. Gregor Khazan, der dicke Mann neben ihr, stank nach Schweiß und rieb sich immer wieder nervös mit den Händen über die Oberschenkel.

Sie blickte durch das Fenster der DC-9 hinaus. Keine Wolken zu sehen, nur endlose Steppe mit vereinzelt dunklen Flecken. Ein dumpfer Geruch hing in der Kabine. Sie schloss die Augen und versuchte, eine bequemere Stellung zu finden. Der Sitz war hart und steif mit einem Bezug aus grün-braunem Plastik. Mittlerweile bekam sie sofort Rückenschmerzen, wenn sie sich hinsetzte. Beim Kontrollbesuch hatte der Arzt besorgt auf die großen verschwommenen Röntgenbilder gezeigt. Mit zwei Rückenwirbeln, L2 und L3, stimmte etwas nicht. Die Verletzungen stammten von einem Bombenanschlag auf ihre Wohnung. Als die Druckwelle sie durch die Balkonverglasung katapultiert hatte und sie auf dem Steinpflaster aufschlug, hatte sie sich Risse in der Wirbelsäule und Verletzungen des Rückenmarks zugezogen. Dem Arzt zufolge hatte sie noch Glück gehabt. Hätte sie den Sturz nicht mit dem Unterarm abgefangen, wäre

sie heute gelähmt. Instinktiv strich sie sich über die Narbe am linken Arm. Aber die Rückenschmerzen würde sie ihr Leben lang behalten.

Rachel hatte verschiedene Möglichkeiten der Tarnung mit David Yassur besprochen, dem operativen Chef des Mossad. Gregor Khazan war ein Erdölprospektor der russischen Siberian Petrol Resources. Die besten Lügen lagen immer nah bei der Wahrheit, deshalb hatten sie beschlossen, dass Gregor genau das sein sollte, was er war. Als Erdölsucher war er perfekt, mit seinen dicken Ringen, dem abgetragenen grauen Anzug, dem fleckigen Hemd und den dünnen, fettigen Haaren. Um diesen wahren Kern herum hatten sie eine Geschichte gestrickt, die funktionieren musste. Rachel sollte Nadira Al-Nsour sein, Investmentmanager bei Qatar Capital Partner, die Gregor als Beraterin und Assistentin begleitete. Ressourcenanalytiker schätzten, dass einhundertzehn Milliarden Barrel Rohöl unter der ausgetrockneten Erdkruste Somalias lagerten. African Energy hatte bereits mit Bohrungen begonnen, es war seit über zwanzig Jahren der erste Abbau von Bodenschätzen im Land. Man rechnete damit, vier Milliarden Barrel im Wert von einer halben Billiarde Dollar zu fördern. Damit war das Wettrennen eröffnet, und chinesische, englische und russische Firmen bestachen die Warlords im Land, um sich Förderrechte zu sichern und Dorfbewohner von den Bohrplätzen zu vertreiben. Deshalb war Gregor vor drei Wochen ins Land gekommen. Das war auch der offizielle Grund, warum er mit einer Beraterin aus Katar zurückkehrte.

Das Flugzeug neigte sich zur Seite und verlor an Höhe. Gregor sagte etwas, aber Rachel öffnete die Augen nicht. Wenn alles nach Plan lief, würde er reich werden. Was würde er mit dem Geld machen? Kaviar kaufen? Deodorant?

Als Gregor von seiner ersten Reise nach Hause gekommen war, hatte er wichtige Informationen mitgebracht. Gleich nach seiner Landung in Russland hatte er einen amerikanischen Diplomaten kontaktiert, und die Amerikaner hatten die Informationen nach Jerusalem weitergeleitet. Rachel, die fließend Russisch sprach, wurde tags darauf nach Sankt Petersburg geschickt. An einem Fensterisch im Café Singer mit Blick auf die Kasaner Kathedrale und die breite Paradedstraße Newski Prospekt hatte Gregor von seinem letzten Tag in Mogadischu berichtet. Er war in der Hotellobby von einem unbekanntem jungen Mann angesprochen worden. Der Mann hatte Todesangst und bat um Hilfe beim Verlassen des Landes. Er behauptete, er sei Mitglied des Terrornetzwerks Al-Shabaab, stehe aber nach einem Familienstreit jetzt auf dessen Todesliste. Der Somalier versteckte sich in einem der großen Flüchtlingslager außerhalb der Stadt, wusste aber, dass man ihn dort bald finden würde. Gegen Schutz und Asyl wollte er Informationen liefern, Informationen über eine palästinensische Gruppe, die Somaliland besucht und sich Schutz von Al-Shabaab gekauft hatte. Die Palästinenser hatten sehr spezielle Wünsche hinsichtlich Internetzugängen und Computerkapazitäten gehabt. Gregor hatte eine Handynummer von dem Somalier erhalten, und gleich nach ihrer Ankunft im Hotel in Mogadischu würde er ihn anrufen und ihm mitteilen, dass er eine Lösung gefunden habe. Die Lösung hieß Rachel, aber sie war keine Lösung. Sie hatte weder den Ehrgeiz noch die Möglichkeit, den Somalier zu beschützen. Zwar hatte sie einen Umschlag mit falschen Papieren bei sich, die ihm theoretisch über die Grenze helfen konnten, und wenn der Mann verzweifelt genug war, sollte das genügen, um die Informationen von ihm zu erhal-

ten, aber er würde trotzdem nicht überleben. Al-Shabaab kontrollierte weite Teile des Territoriums, der Polizei und des Militärs von Somalia. Der Abtrünnige war so gut wie tot, mit oder ohne neue Papiere.

Die Lautsprecheransage verkündete auf Swahili und anschließend auf Englisch, dass sie in Kürze landen würden. Rachel schlug die Augen auf. Gregor starrte mit feuchtem Blick auf die Rückenlehne vor sich und wischte sich hektisch die Hände an den Hosenbeinen ab. Die Sonne stand fast senkrecht über dem Flugzeug, und durch das Fenster konnte Rachel den Schatten der Maschine verfolgen, der über den Flickenteppich unter ihnen raste. Die Häuser sahen aus wie verstreute Legoklötzchen zwischen ausgetrockneten Flussbetten und schmalen Wegen. Dann tauchte die Küste auf. Das grünblaue Piratengewässer. Mittlerweile machte der internationale Schiffsverkehr einen weiten Bogen um das Horn von Afrika. Der Schatten wurde immer größer. Sie flogen über die Stadt. Tausende von Häusern, wild durcheinandergewürfelt mit schmalen Gassen und großen Müllhalden. Das Magazin Forbes hatte Mogadischu zum gefährlichsten Ort der Welt gekürt. Rivalisierende Warlords beherrschten das Land, und endlose Bürgerkriege hatten eine zerstörte Stadt hinterlassen, die unaufhörlich von unter Drogen stehenden Kindersoldaten geplündert wurde. Eine Stadt, in der Milizsoldaten die Zivilbevölkerung vergewaltigten und töteten und wo Selbstmordattentate, Autobomben und Heckenschützen zum Alltag gehörten. Überschwemmungen, Dürre und Hunger forderten Tausende Opfer im Land. In der Welt dort unten galten keine Gesetze mehr, mit Ausnahme von willkürlich verhängten Scharia-Strafen in Form von Hinrichtungen, Folter und Verstümmelungen.

Rachel streckte die Beine aus und verzog vor Rückenschmerzen das Gesicht. Dann lächelte sie den dicken Russen an.

»Wenn wir Glück haben, können wir vor dem Abendessen noch ein bisschen schwimmen.«

Haluza, Israel

Nicht weit entfernt vom Weltkulturerbe Haluza, mitten zwischen den kahlen Sanddünen, befand sich eine Anlage, die es nie auf die Liste der UNESCO schaffen würde. Mit einer Fläche von vierhunderttausend Quadratmetern war Ketziot Israels größtes Gefängnis. Das Gelände war während der ersten Intifada als Lager für palästinensische Kriegsgefangene genutzt worden. Das Gefängnis bestand aus vier Sektionen zu je vier Einheiten, gesichert durch eine fünf Meter hohe Mauer mit elektrischem Stacheldraht, Wachtürmen und topmoderner Sensorüberwachung. Die vier Sektionen dienten dazu, die Gefangenen aufzuteilen und Gruppen mit unterschiedlichen religiösen oder politischen Ansichten voneinander zu trennen. Nur wenige wussten allerdings, dass es noch eine fünfte, unterirdische Sektion gab, siebzehn Meter unter dem weitläufigen Tunnel- und Kanalisationssystem des Gefängnisses.

Der operative Chef des Mossad, David Yassur, musterte das ehemalige Knesset-Mitglied auf der anderen Seite des Tisches. Akim Katz, Deckname Sinon. Bis vor einer Woche einer der wichtigsten Berater der Regierung und ein enger Freund des Premierministers Ben Shavit. Neben ihm saß Verhörleiter Yanis Solman, direkt gegenüber dem nackten

Akim, dessen Hände hinter der Rückenlehne des Stuhls gefesselt waren. Es war kühl im Zimmer, und David vermutete, dass Akim fror. Yanis war mit seinen Unterlagen beschäftigt. Er blätterte darin, schien etwas zu suchen, machte sich Notizen und blätterte wieder.

Das Rascheln störte David, er legte eine Hand auf Yanis' Arm, woraufhin dieser verwundert aufblickte. »Lass uns bitte einen Moment allein.«

Dann wandte er sich an Akim. »Möchten Sie einen Kaffee? Ein Glas Wasser?«

Akim verzog keine Miene.

David wandte sich wieder an Yanis. »Ich hätte jedenfalls gern einen Kaffee.«

Der Verhörer nickte, legte die Papiere hin und ging. Die graue Stahltür schloss sich mit einem leisen Klicken hinter ihm. Es war still im Raum, bis auf das Rauschen der Klimaanlage. David fragte sich, ob Yanis sie absichtlich so kühl eingestellt hatte.

Akim ließ den Kopf hängen. David sah die kleinen Einstiche an seinem rechten Unterarm. Die Venen waren immer noch verfärbt von den starken Präparaten. Vorbei die Zeiten, als man Gefangene mit Elektroschocks und simuliertem Ertränken gequält hatte. Die Entwicklung schritt voran. Autos wurden immer sicherer, Computer schneller und Foltermethoden effektiver. Zumindest sauberer. Heute hatten sie Drogen, die die Sinne so hochempfindlich machten, dass ein leichter Klaps mit der Hand genügte, um einen erwachsenen Soldaten umzuwerfen. Drogen, die dem Gefangenen vorgaukelten, dass ein Heer von Spinnen über seine Organe krabbelte, und ihn in irrsinnige Angst versetzten. Und es gab das Wahrheitsserum. Die modernen Substanzen waren Lichtjahre entfernt von den Benzilsäureestern

des Vietnamkrieges und dem Pentothal des Kalten Krieges. Sie drangen direkt ins Kontrollzentrum des Gehirns vor und lösten alle Blockaden und Hemmungen. Heute brauchten sich die Verhörungsspezialisten nicht mehr sonderlich anzustrengen, deutlich formulierte Fragen und eine Spritze reichten. Auch diesmal hatten die Drogen gute Arbeit geleistet. Innerhalb von acht Stunden hatten die Chemikalien aus Akim einen willigen Zombie gemacht, der mit Ausnahme von zwischenzeitlichen Angstanfällen gehorsam auf alle Fragen von Yanis antwortete.

Akims Geschichte war erstaunlich. Und erschreckend. Jahrelang hatte er in dem Ruf gestanden, ein knallharter Rechtskonservativer zu sein, ein Mann, der sich immer für die israelischen Siedlungen starkgemacht hatte, für harte Sanktionen gegen Gaza und für einen proaktiven Angriff gegen den Iran. Er war Offizier der israelischen Armee, hatte in der zweiten Intifada gekämpft und eine Tapferkeitsmedaille erhalten.

Akim Katz und Ben Shavit hatten sich in der Armee kennengelernt. Sie waren Freunde geworden und in Kontakt geblieben, während Ben beim Militär und Akim in der Partei Karriere machten. Als Ben Jahre später Premierminister wurde, holte er Akim als Berater zu sich. Das war vor fünf Jahren gewesen. Großer Gott, Akim war fünf lange Jahre Mitglied des engsten Kreises um Ben Shavit gewesen. Was gab es noch alles, was sie bisher nicht wussten? Wie viel Schaden hatte er angerichtet? Je mehr Yanis aus dem unter Drogen gesetzten Akim herausholte, desto unbegreiflicher wurde die ganze Sache. Das passte alles nicht zusammen. Was hatte ihn dazu gebracht, sich gegen sein Land zu stellen? Wann hatte es angefangen? Wer hatte ihn bezahlt?

David's Blick fiel auf Yanis' Unterlagen. Er beugte sich

vor und schlug eine Seite des zuoberst liegenden Protokolls auf. Datum und Uhrzeit sagten ihm, dass es Aufzeichnungen aus einem der ersten Verhöre waren, bevor sie die chemischen Substanzen eingesetzt hatten. Yanis schrieb penibel mit, was eigentlich unnötig war, da alles, was im Verhörzimmer vor sich ging, gefilmt wurde. David überflog die Seiten, auf denen überwiegend Yanis' Fragen und ein Symbol notiert waren, von dem er annahm, dass es für Akims Schweigen stand. An einer Stelle hatte er jedoch geantwortet:

Yanis: Erzählen Sie mir von Ihrer Religion.

Akim: Ich nehme an, ich bin in Ketziot? Sektion fünf?

Yanis: Warum glauben Sie das?

Akim: Ich habe den Druck auf den Ohren gespürt, beim Hinunterfahren. Siebzehn Meter, wenn ich mich recht erinnere.

Yanis: Waren Sie schon mal in Ketziot?

Akim (lächelt): Ich habe bei der Einweihung das Band durchgeschnitten.

David musste husten und hob den Kopf. Akim starrte ihm direkt in die Augen. Sein Blick war klar, als wäre die Wirkung der Substanzen plötzlich verflogen. David wollte gerade etwas fragen, als Akim plötzlich das Gesicht zur Decke hob und laut und verzweifelt schrie. Seine Finger krallten sich in die Luft, als hätte er einen spastischen Anfall. David blickte intuitiv zum Fenster mit der schwarzen Glasscheibe, hinter der sich mindestens ein Wachmann befand. Noch ehe er irgendwas unternehmen konnte, verstummte Akim ebenso plötzlich wieder. Der abwesende Ausdruck kehrte in seine Augen zurück, und die Finger hingen wieder schlaff

herunter. David runzelte die Stirn. Trügten ihn seine Augen? Akim trug einen Ehering, einen breiten Goldring mit eingearbeiteten Diamanten.

Die Tür klickte, Yanis kam zurück.

»Hatte er einen Anfall?«

David nickte und nahm einen braunen Kaffeebecher entgegen. »Das ist ganz normal. Er kommt von seinem Trip runter, das Nervensystem ist überreizt. Leider wird er sich auch bepisst haben.«

David trank einige Schlucke und betrachtete den nackten Mann nachdenklich. Er stieß einen Seufzer aus, plötzlich müde. Vielleicht war die Luft schlecht. Vielleicht war es der Druck. Er schlug die Mappe zu und erhob sich.

»Ich fahre zurück nach Tel Aviv. Gib mir Bescheid, falls ihr noch mehr aus ihm herausholt.«

»Natürlich. Wann kommst du wieder?«

»Kann ich noch nicht sagen. Entweder komme ich her, oder ich sehe mir die Filme an.«

Er ging zur Tür und nickte Richtung Glasscheibe. Das Schloss summte. Ehe er hinausging, drehte er sich noch einmal um. »Warum habt ihr ihm den Ring gelassen?«

Yanis lachte. »Ah, der Ring. Du bist aufmerksam. Das ist eine Ausnahme. Wir haben ein Tauschgeschäft probiert. Um einen Dialog in Gang zu bringen, haben wir ihm angeboten, dass er ein persönliches Stück behalten darf, wenn er drei Fragen ehrlich beantwortet. Das war, bevor wir gespritzt haben. Und er hat sich den Ehering ausgesucht.«

David machte ein skeptisches Gesicht. »Und? Hat es was gebracht?«

»Unter anderem haben wir auf diese Weise erfahren, wie er mit Gaza kommuniziert hat.«

David antwortete nicht, und Yanis fügte eilig hinzu: »Kei-

ne Sorge, wir haben den Ring geprüft. Es ist unmöglich, dass er sich oder jemand anderen damit verletzt.«

Mogadischu, Somalia

Auf dem Flughafen war kaum Betrieb. Die große Halle mit der Zollabfertigung war hell und luftig, der polierte grau-weiße Marmorfußboden reflektierte das Licht der Neonröhren an der Decke. Schmale schwarze Geländer sorgten für einigermaßen geordnete Schlangen bis hin zu den Zollabfertigungsschaltern im hinteren Teil des Gebäudes, von denen nur einer besetzt war. Alle in der Schlange waren Farbig, die gelblich-weißen Augen der Frauen schauten aus roten oder grünen Tüchern hervor, die Blicke waren müde und ausweichend. Die Männer waren groß und schlank.

Rachel Papo ordnete ihren Hidschab und verzog das Gesicht. Heute war Samstag, Taras Lieblingstag. Sie hätte bei ihr sein, ihr ein Stück Torte mit extra viel Sahne mitbringen sollen. Einer der Zöllner hob ihre Tasche auf das Röntgenband. Rachel reichte ihm ihren Pass, dunkelrot mit goldenen Buchstaben und dem Wappen mit den gekreuzten Schwertern und den Palmen: State of Qatar. Der Mann blätterte. Sie erkannte ihr Gesicht auf dem schwarz-weißen Passfoto, aber mit dem Namen konnte sie sich nicht identifizieren. Nadira Al-Nsour. Das waren nur Buchstaben, beim nächsten Auftrag würde es ein anderer sein. Ob Tara sie vermisste? Wusste sie überhaupt, dass heute Samstag war? Doch, natürlich. Eine Schwester hatte erzählt, dass Tara samstags immer an der Tür saß und wartete, und dass sie sich dann nie an den Aktivitäten des Pflegeheims beteiligen wollte, weil sie Angst hatte, den Besuch ihrer Schwester

zu verpassen. Rachel spürte einen Anflug von Kummer, der in Gereiztheit überging. Sie würde so schnell wie möglich nach Hause zurückkehren. Sobald sie wieder in Israel war, würde sie mit Tara in den Beit-She'arim-Park gehen. Da konnten sie Tauben scheuchen oder einfach im Gras liegen und in den Himmel schauen. Tara liebte Wolken. Und Tor- te konnten sie auch essen, wenn es Sonntag war.

»Ma mehnatuki?«

Sie blickte auf. Der Zollbeamte hatte etwas gesagt. Als sie nicht antwortete, wiederholte er seine Frage: Was ma- chen Sie beruflich? Da sie aus Katar war, fragte er in holp- rigem Arabisch.

Sie lächelte und antwortete: »A'mal ka rajul a'maal. Ge- schäfte.«

Der Mann betrachtete sie lange. Skepsis lag in seinem Blick. Reflexartig spannte sie sich an, überlegte mögliche Alternativen. Was konnte passieren? Man konnte ihnen die Einreise verweigern und sie zwingen umzukehren. Man konnte sie verhaften und wegen Spionage anklagen. Die Po- lizei war korrupt und wurde von Al-Shabaab gesteuert. Gre- gor würde umfallen, er würde ihnen alles über den Auftrag verraten und sie würde keine Möglichkeit haben, ihm das Maul zu stopfen. Wahrscheinlich würde man sie umbrin- gen und auf einer der städtischen Müllkippen verscharren.

Sie verlagerte das Gewicht und wollte Gregor gerade bei- seiteschieben, als der Zöllner lachte und den Kopf schüttel- te. Dann legte er den Pass auf den Tresen und knallte einen Stempel darauf.

»Nabdaadi Muqdisho. Willkommen in Mogadischu.«

Sie ließ unwillkürlich die Schultern sinken, griff nach ih- rer Tasche und machte sich auf den Weg zur Ankunftshalle.

Gregor folgte dicht hinter ihr und schnaufte hörbar. Sie

gingen durch einen langen Korridor mit braunen Wänden und bunten Fotos von einem üppig gedeihenden Somalia, passierten zwei schwer bewaffnete Wachmänner und gelangten hinaus in die Wartehalle. Rachel ließ den Blick schweifen und entdeckte einen großen schlanken Mann mit einem Siberian-Petrol-Schild. Er lächelte und drängte sich durch die wartende Menschenmenge. Der obligatorische Leibwächter. Ihr gefiel das nicht, aber sie hatten keine Wahl; alle Geschäftsreisenden in Somalia brauchten einen Beschützer. Der Mann gehörte vermutlich zu Al-Shabaab und würde sie kaum beschützen, sondern allenfalls bewachen. Als er sie erreichte, begrüßte er sie herzlich, er hatte eine Fistelstimme und roch nach Knoblauch. Sein Name war Jaamac Bentou. Nachdem sie sich die Hand gegeben hatten, nahm er ihnen die Taschen ab und nickte lächelnd zum linken Ausgang. Drei seiner Vorderzähne waren aus Gold.

Der Verkehr auf der Wadada Garoonka war dicht, und die Autoschlängen kamen nur langsam voran. Jaamac hatte einen überraschend neuen Honda, deshalb war die Fahrt zwar zäh, aber wenigstens bequem. Die Luft im Wageninneren war gesättigt von einem süßen Parfüm, das Rachel Kopfschmerzen bereitete. Sie kurbelte das Fenster herunter und sog den Gestank von Abgasen und Straßenstaub ein. Lieber das als den schweren Rosenduft.

Sie betrachtete die lebhafteste Straße. Die einst weißen Häuser waren grauschwarz mit Einschusslöchern und Rissen in den Fassaden. Sie kamen an Straßenhändlern vorbei, die sich über qualmende Ölfässer mit gegrilltem Fisch, Nüssen und Süßkartoffeln beugten. Ein Junge im roten Fußballtrikot stieß gegen die Autotür, als er sich vorbeidrängte, über der Schulter trug er einen graugrünen Hai. Sie sah kei-

ne Leichen auf der kurzen Strecke zwischen Flughafen und Hotel Ambassador, obwohl Gerüchte wissen wollten, dass man in Mogadischu immer wieder Leichen im Müll fand.

Das zweistöckige grün-weiße Hotel war eines der modernsten und am besten erhaltenen Gebäude der Stadt. Jaamac unterhielt sich mit dem Hotelpersonal in knatterndem Somalisch, und dann wurde ihr Gepäck von zwei kleinen Jungen mit mageren Beinen in verschlissenen Shorts weggetragen. Die Frau an der Rezeption schien Angst vor Jaamac zu haben, sie duckte sich, während sie die Schlüssel herausgab und stumm auf den Fahrstuhl zeigte. Jaamac schüttelte ihnen die Hand und versprach, früh am nächsten Morgen zurück zu sein.

Rachel brachte Gregor zu seinem Hotelzimmer und ging dann zu ihrem eigenen, das ganz am Ende des schmalen Korridors lag. Das Zimmer war klein und wurde fast ganz von einem dunkelbraunen Holzbett mit spitzenbesetzter Bettwäsche ausgefüllt. Ihre Tasche stand am Fußende. Die Klimaanlage funktionierte entweder nicht oder war abgestellt, es war brütend heiß im Raum, und Rachel war schweißnass. Sie suchte eine Weile nach einem Regler, fand aber keinen. Sie ging zum Fenster, öffnete es und schaute hinunter auf den kleinen Park. Es wurde schon dunkel, zwischen den Büschen brannten Lampen. Wie zum Teufel hatte sie vergessen können, Zigaretten zu besorgen? Frustriert ging sie unter die Dusche. Nach einigen Minuten unter dem stotternden Wasserstrahl, dessen Farbe zwischen braun und dunkelgrau wechselte, ging sie zurück ins Zimmer und legte sich tropfnass aufs Bett. Das Licht flackerte. Die Stromversorgung war instabil, wie alles andere. Sie machte die Lampe aus, schloss die Augen und lag ganz still. Die Feuchtigkeit auf der Haut kühlte und machte die Hitze einiger-

maßen erträglich. Sie dachte an Eric Söderqvist. Ob es ihm gelungen war, seine Frau zu retten? Sie erinnerte sich an die kleine Baracke auf dem Flugplatz in Tel Aviv. Er hatte etwas sagen wollen, was ihm nicht über die Lippen kam. Und sie hatte ihn gestoppt. Aber sie wussten beide, was nicht gesagt wurde. Und auch, warum nicht.

Draußen knallte es mehrmals. Sie kannte das Geräusch, Schüsse aus einem großkalibrigen Maschinengewehr. Ihr fiel die Tasche am Fußende ein, sie beugte sich über die Bettkante und suchte das schmale Buch heraus. Sie bewahrte Erics Sachen auf, die einen Tag nach dem Einsatz aus Gaza gekommen waren. Als sie ihre Tasche für Somalia packte, hatte sie das Buch mitgenommen. Sein Buch. Sie schaltete die Nachttischlampe an, lehnte sich zurück und betrachtete den Umschlag. *Laughter beneath the forest* von Abraham Sutzkever. Warum las er einen alten jiddischen Dichter?

Das Telefon klingelte. Sie ließ das Buch sinken, rollte sich auf den Bauch und nahm ab. Sie sagte nichts, hörte nur zu. Dann legte sie auf, löschte das Licht und rollte sich wieder auf den Rücken. Gregor hatte Kontakt zu dem Aussteiger aufgenommen, sie würden sich früh am Montagmorgen auf dem berühmten Bakakar-Markt treffen, dem Markt, auf dem man alles Mögliche kaufen konnte, von Medikamenten gegen Aids bis zu Königskobras, Panzerfäusten und Sklaven. Montag. Sie würde also noch einen Tag länger im Land bleiben müssen. Kein Tortenessen mit Tara. Sie legte den Kopf neben das Buch, das schwach nach altem Papier roch, zog die Knie an und schloss die Augen. Wenige Minuten später schlief sie, wie immer mit geballten Fäusten, leicht und unruhig. Vor dem Fenster war wieder das ferne Rattern eines Maschinengewehrs zu hören.

Dalarö, Schweden

Das Sportboot hüpfte mit fünfundzwanzig Knoten über die Wellen. Die dünne Schutzfolie klebte noch auf dem Armaturenbrett, und die Startschlüssel baumelten an einem blauen Reklamering mit dem Logo des Bootshändlers. Eric Söderqvist bog um die Landzunge von Furunäs, vor sich die Insel Simpskallen und steuerbords die Villen und Bootsstege von Smådalarö. Alles roch neu, nach Kunststoff, Farbe und Gelcoat. Er versuchte, mit dem großen GPS zurechtzukommen, aber obwohl er Doktor der Systemwissenschaft war, gelang es ihm nicht, eine vernünftige Karte auf den Monitor zu holen. Hanna hatte darauf gedrängt, dass sie sich ein neues Boot anschaffen sollten. Ein schnelleres und vor allem seetüchtiges Boot, damit sie endlich Jens Wahlberg in seinem neuen Sommerhaus im äußeren Schärengarten besuchen, längere Ausflüge machen und neue Inselrestaurants ausprobieren konnten. Eric dagegen vermisste das alte Ruderboot mit seinem klapprigen Außenbordmotor und den wackeligen Dollen. Es wurmte ihn ein bisschen, dass er sich so leichtfertig davon getrennt hatte. Das alte Boot war ein gediegenes Stück Handwerk, voller Erinnerungen und Geschichten. Jetzt hatte er es gegen eine Plastikwanne vom Fließband eingetauscht. Hanna hatte das Modell ausgesucht, und Jens würde es mit Sicherheit lieben. In diesem Punkt waren sie beide gleich. Ihm fiel ein, dass Jens nachher zum Essen kommen wollte. Dann konnte Hanna ihm das neue Brüllmonster vorführen.

Als er um die Landspitze von Röudd bog, nahm er das Gas zurück, um die Nachbarn nicht zu ärgern. Er entdeckte Hanna auf dem Steg, sie saß ganz am Ende und ließ die Beine baumeln. Großer grüner Sonnenhut, weißer Bikini.

Sie hielt eine Hand schützend über die Augen und winkte ihm zu. Als er an den Steg heranglitt, erwartete sie ihn mit der Leine zum Festmachen in der Hand. Sie lachte.

»Schick! Jetzt brauchen wir nur noch einen neuen Steg, passend zum Boot. Was Moderneres.«

Er fing das Seil auf und schüttelte den Kopf. »Nun lass mal gut sein. Dieser Steg war die letzten hundert Jahre hier, und er hält mindestens noch mal hundert Jahre durch.«

Hanna biss sich auf die Lippe. »Stege altern schneller als Menschen.«

»Was? Wer sagt das?«

»Tranströmer.«

Er stellte den Motor ab. Sofort wurde es still, bis auf das Glucksen der Wellen am Bootsrumph. Hanna sprang hinter ins Cockpit, umarmte ihn und strich dann zufrieden mit den Fingern über die neuen Instrumente.

Er lächelte. »Und der Skipper? Willst du den auch auswechseln, wenn du schon mal dabei bist? Gegen was Moderneres?«

Hanna blickte ihm in die Augen. Dann beugte sie sich vor und küsste ihn. »Wer weiß, vielleicht mache ich das. Sei dir nicht zu sicher. Eines schönen Tages ...« Sie setzte sich aufs Vorderdeck und legte die Beine auf die Reling. »Aber heute nicht. Heute bist du der Kapitän auf meinem Boot.«

Sie blinzelte in die Sonne und lächelte. »Und der Kapitän hat eine Aufgabe. Nicht sehr glamourös, aber dafür umso wichtiger.«

»Die wäre?«

»Es stinkt unterm Haus.«

Er verdrehte die Augen.

»Der Ejektortank der Toilette ist voll, und dann leckt er. Man muss unters Haus kriechen und das Zeug in den Gar-

ten pumpen. Du bist kleiner als ich, also ... Eine typische Aufgabe für einen Matrosen.«

Sie kletterte zurück auf den Steg.

»Als ich das letzte Mal unterm Haus war, habe ich eine Kreuzotter gesehen. Ich mache das nicht mehr. Ich warte hier in der Sonne auf dich. Und bring bitte eine Flasche Wasser mit, wenn du zurückkommst.«

Während er die Treppe zur Sommerhütte hinaufstieg, dachte er an die Schlange. Das war ein kleines Ding gewesen, wahrscheinlich nicht mal eine Kreuzotter. Nichts, wovor man sich fürchten musste. Aber er erinnerte sich, dass er sich den Mona-Virus so vorgestellt hatte: als eine unsichtbare Giftschlange in Hannas Blut. Eine Schlange, die es irgendwie geschafft hatte, von seinem revolutionären Mind-Surf-System in ihren Körper hinüberzukriechen. Der Computervirus Mona hatte sie infiziert, und wenn das Antivirusprogramm ihn nicht unschädlich gemacht hätte, wäre Hanna aller Wahrscheinlichkeit nach daran gestorben. So wie Mats Hagström.

Eric blieb auf den Treppenstufen stehen und blickte zurück zum Steg. Hanna lag auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet. Der Sonnenhut lag daneben wie eine von Monets grünen Seerosen. Das Boot schaukelte leicht auf den Ausläufern der Bugwellen, die die Inselfähre verursachte. Er war glücklich. Sie waren glücklich. Sie hatten eine zweite Chance erhalten. Die Chance, noch einmal neu anzufangen. Die Chance, wieder zueinanderzufinden. Er drehte sich um und ging weiter zum Haus und dem übervollen Ejektortank hinauf. Die Separett-Toilette war ebenso neu wie das Boot. Er selbst zog das Plumpsklo vor, das ein paar Meter hinter dem Haus stand.

Eric beschloss, dass er versuchen wollte, das alte Boot mit

dem Außenborder zurückzukaufen. Es würde ein Gegengewicht zu all dem Neuen sein. So wie das Plumpsklo. Würde das Gleichgewicht wiederherstellen.

Haluza, Israel

Akim Katz lag ausgestreckt auf der Pritsche in der kleinen, nüchternen Zelle. Er stand immer noch unter Drogen, man hatte ihn mehrere Tage lang gefoltert. Aber das ließ sich alles aushalten, wichtig war, sich psychisch auszuklinken, einen inneren Schutzraum zu finden und sich einfach darin einzuschließen. Schmerzen, Angst, Entsetzen ... Das traf nur seine weltliche Hülle. Noun, die Seele, konnten sie nicht erreichen. Die gehörte Allah. Sie konnten jederzeit wiederkommen und ihn holen, für die nächste Folterrunde. Das Geräusch des Aufschließens war zum Synonym für schreckliche Qualen geworden. Er wusste nicht, was er preisgegeben oder was sie herausbekommen hatten, es war unmöglich, sich alle Fragen, alle Worte zu merken. Sie waren überzeugt, ihn geknackt zu haben, meinten, sie hätten ihn in ihrer Gewalt. Aber durch sein benebeltes Hirn zuckte ein Siegesgefühl. Ein Triumph. Er war siebzehn Meter tief unter der Erde, aber dennoch kapitulierte er nicht. Entgegen allen Erwartungen hatte er es vielmehr geschafft, sich eine Rettungsleine zu besorgen. Sie war zwar dünn und schwach, aber immerhin, jetzt gab es Hoffnung. Und ganz gleich, ob die Rettungsleine ihm das Leben rettete oder nicht, würde sie ganz sicher das Leben dieser Frau zerstören. Das war das Wichtigste. Damit hätte er seine Rache bekommen, und sie würde in der Hölle schmoren. Akim rollte sich auf der Pritsche zusammen. Rachel Papo würde in der Hölle schmoren.

Tel Aviv, Israel

David Yassur hatte den ganzen Tag zu Hause gearbeitet. Nach einem späten Mittagessen mit der Familie ging er zurück in sein Arbeitszimmer. Yanis Solman hatte neue Filme vom Verhör geschickt, und er wollte sie sich so schnell wie möglich ansehen. Er hatte sein Weinglas vom Esstisch mitgenommen und saß jetzt in seinem kleinen Arbeitszimmer direkt gegenüber der Küche vor dem Rechner. Er hörte Rebecca mit dem Geschirr klappern, sie summte vor sich hin, gut gelaunt wie immer. David loggte sich in den Server ein und öffnete den Ordner, in dem sich die Filmmitschnitte des Verhörs von Akim Katz befanden. Als Erstes lud er den Film vom gestrigen Nachmittag, direkt nachdem er das Gefängnis verlassen hatte. Akim Katz sprach langsam und mechanisch, antwortete in kurzen Sätzen, die oft in unzusammenhängendem Gestammel endeten. Yanis fragte nach der Finanzierung. *Woher hattet ihr das Geld? Wer hat für Mona bezahlt?* Akim nuschelte vor sich hin, und Yanis wiederholte seine Frage geduldig. Für einen Moment sah es so aus, als würde Akim gleich in Tränen ausbrechen, aber dann sagte er plötzlich etwas. Ein Wort. David stoppte den Film, spulte zurück und schrieb das Wort auf ein Blatt Papier: *Salsabil*. Dann ließ er den Film weiterlaufen. Yanis stellte mehrere Fragen zu dem Wort, aber Akim schien zu benebelt zu sein, um antworten zu können. Er hustete und sabberte. David spulte ein Stück vor, gerade weit genug, um zu sehen, dass Yanis das Verhör abbrach. Der Film war zu Ende. David trank nachdenklich einen Schluck Wein und starrte auf das einsame Wort auf dem Papier. Dann öffnete er den Film vom heutigen Verhör, das erst vor wenigen Stunden stattgefunden hatte. Er merkte sofort, dass Akim anders war. Wa-

cher, selbstsicherer. Yanis nahm das Verhör dort wieder auf, wo er es am vorangegangenen Abend abgebrochen hatte.

»Salsabil, was bedeutet das? Ist das der Name einer Person?«

Zuerst schwieg Akim, aber dann antwortete er mit klarer und überraschend fester Stimme: »Das ist die Quelle.«

»Die Quelle? Wovon?«

Akim lächelte. »Sie stellen die falschen Fragen.«

Er stand heute definitiv nicht mehr unter Drogen. Vielleicht hatte Yanis das so gewollt, um das Problem vom gestrigen Abend zu vermeiden.

Yanis beugte sich zu Katz vor, der wie an allen vorangegangenen Tagen nackt an den Metallstuhl gefesselt war. »Welche Fragen sollte ich denn stellen?«

»Ob es Hoffnung gibt.«

Yanis nickte belustigt. »Okay. Gibt es Hoffnung?«

Akim drehte das Gesicht zur Kamera und starrte direkt in Davids Arbeitszimmer. »Nein, es gibt keine Hoffnung. Nicht für euch. Ihr werdet alle sterben. Eure Frauen, eure Kinder.«

David hörte Rebeccas Lachen aus dem Erdgeschoss.

»Das ist vorherbestimmt und unausweichlich. Es ist Allahs Wille, und wir werden ihn erfüllen.«

Jetzt blickte auch Yanis in die Kamera. »Und wer ist wir?«

Akim ignorierte seine Frage. »Ihr seid alle tot. Ihr seid nur wandernde Leichen.«

Der Film stotterte, dann stoppte er. Akims Gesicht mit den harten schwarzen Augen stand auf dem Bildschirm, erstarrt in einem verzerrten, unnatürlichen Lächeln. Yanis sah neben ihm klein und blass aus, wie ein grauer Schatten in der rechten Ecke des Filmausschnitts. Akim strahlte etwas Triumphierendes aus. Was hatte sich während der Nacht

verändert? Er hatte einsam in einer Gefängniszelle gelegen, siebzehn Meter unter der Erde. Fern jeder Rettung. Also woher kam sein Selbstvertrauen? David klickte auf Vorspulen, aber es tat sich nichts. Wahrscheinlich war die Datei beschädigt. Er spulte zurück an den Anfang und sah sich den Film noch einmal an. Wieder fragte Yanis nach Salsabil. David verfolgte die Szene aufmerksam, er wollte kein Detail in Akims Stimme oder in seinem Gesicht verpassen. Eine Minute später schnappte David heftig nach Luft. Er beugte sich näher an den Bildschirm, es war schwer, auf dem schwarz-weißen Überwachungsfilm alle Einzelheiten zu erkennen. Hatten seine Augen ihn getäuscht? Er griff nach der Maus und zoomte ins Bild hinein, klickte auf den Pfeil, um die richtige Sequenz zu erwischen. Nein, er hatte sich nicht getäuscht. Er sprang vom Stuhl auf und lief aus dem Zimmer, hastete die Treppe hinunter und rief Rebecca etwas zu. Auf dem Weg nach draußen angelte er sein Handy aus der Tasche und rief Yanis an.

»Geh schon ran, verdammt.«

Er setzte von der Einfahrt auf die schmale Villenstraße zurück und trat das Gaspedal durch. Ein Mann mit Harke schüttelte wütend die Faust. David wählte noch einmal Yanis' Nummer. Wie hatte der Verhörer etwas so Offensichtliches nur übersehen können?

Dalarö, Schweden

Es goss wie aus Eimern. Der Regen prasselte auf die Dachpfannen, rauschte durchs Fallrohr und legte sich wie eine dicke Haut auf die großen Fenster. Eine Haut, die sich in hypnotischen Mustern bewegte und seltsame Geschöpfe

auf das Glas malte. Durch das Küchenfenster konnte Eric die Bucht sehen. Das Meer war grauschwarz und schäumte. Kein einziges Boot weit und breit.

Er rief über die Schulter: »Ich hoffe wirklich, dass er kommt!«

Hanna stellte den Staubsauger aus. »Was?«, rief sie aus dem Wohnzimmer.

»Ich hoffe, er kommt.«

»Jens? Der hat in seinem ganzen Leben noch kein Essen versäumt. Das bisschen Regen macht ihm nichts aus.«

»Bisschen Regen ...«

Eric schüttelte den Kopf und ließ noch einen Hummer ins kochende Wasser gleiten. Jens hatte ein gutes Boot, eine 32 Fuß lange Targa. Die brauchte er auch bei einem Landhaus im äußeren Schärengarten, wo das Wetter sehr rau werden konnte. Da gab es keine helfenden Nachbarn oder schützenden Buchten, nur nackte Klippen, Krüppelkiefern und jede Menge Meer. Sie hatten sich gewundert, als Jens sich diese einsame Hütte weit draußen in den Schären gekauft hatte. Ausgerechnet Jens, der nie allein sein konnte, der immer Freunde und Bekannte um sich haben wollte.

»Ist er das?«

Hanna tauchte neben ihm auf und nickte zur Bucht. Ein kleines blaues Boot, noch weit entfernt, kämpfte sich stur durch die hohen Wellen.

»Das ist er, pünktlich wie immer.«

»Willst du nicht runtergehen und ihm helfen?«

Eric schüttelte den Kopf. »Dann wird er nur sauer. Das ist so ein Macho-Ding, er will es allein schaffen. Außerdem hat er eine Bugschraube. Und eine freie Boje und bereitliegende Leinen am Steg.«

Während sie zurück ins Wohnzimmer ging, rief sie: »Du willst ja bloß nicht nass werden.«

Eric nickte lächelnd.

Eine gute Viertelstunde später flog die Haustür auf, und Jens stapfte prustend in die Diele. Er trug eine rote Regenjacke und auf dem Kopf einen blauen Südwester. Sein Gesicht glänzte nass.

»Ah, herrlich. Der Schärengarten von seiner besten Seite!«

Hanna half ihm aus den nassen Sachen und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. Jens legte den Arm um ihre Taille und zog sie mit sich in die Küche. Mit dem anderen Arm umarmte er Eric.

»Wenn es nur halb so gut schmeckt, wie es riecht, machst du mich glücklich.«

Hanna fuhr ihm mit der Hand durch sein nasses Haar. »Du verdienst ein richtiges Festessen nach dieser Fahrt. Die muss schlimm gewesen sein.«

Jens schnaubte verächtlich.

Hanna lachte. »Erzähl uns von Gillöga. Was hat dich dazu gebracht, plötzlich Insulaner zu werden?«

Jens warf sich eine Kirschtomate in den Mund.

»Ich habe schon immer von einer Hütte in den Schären geträumt. War oft mit meinem Vater da draußen. Gillöga macht wirklich nicht viel her, im Gegenteil. Nichts als Felsen und Steine.«

»Gibt's da überhaupt keine Bäume?«

»Doch, ein paar Kiefern. Nackte, verkrüppelte Stämme.«

Hanna betrachtete ihn nachdenklich.

»Klingt irgendwie ... rau.«

Jens machte die Augen schmal. »Rau ist das richtige Wort. Rau und einsam. Wenn man von den Schlangen absieht ...«

Eric legte drei große Blini auf weiße Teller mit handgemalten Möwen. Darauf gab er reichlich Maränenkaviar und krönte das Ganze mit saurer Sahne und Schnittlauch aus dem Garten. Der Schnittlauch leuchtete knackig grün, Eric lächelte und beschloss, Jens nicht zu verraten, warum er hinter dem Haus so prächtig gedieh. Dann holte er den Wein aus dem Kühlschrank und nickte zum Esstisch hinüber.

»Setzt euch.«

Es war warm in dem kleinen Wohnzimmer, und der Kamin verströmte den Geruch von brennendem Birkenholz. Er räucherte vielleicht ein bisschen stark, aber daran ließ sich jetzt nichts ändern. Ab und zu zischte es im Feuer, wenn sich Regentropfen ihren Weg durch den Schornstein gebahnt hatten. Eric blieb vor seinem iPod stehen, wählte Albinoni aus und stellte die Lautstärke ein. Dann setzte er sich und legte sich die Serviette auf den Schoß. Sie prosteten sich zu und begannen zu essen. Jens nickte beifällig, den Mund voller Schnittlauch. Als Eric mit der Vorspeise fertig war, nahm er sein Weinglas, lehnte sich zurück und genoss es, Hanna und Jens einfach nur anzusehen. Sie drei waren wirklich wie eine kleine Familie. Er korrigierte sich: nicht wie eine Familie, sie waren eine kleine Familie. Jens mit seinen zerzausten blonden Haaren, dem ungepflegten Insulaner-Bart, den kräftigen Händen. Er liebte seinen Freund wirklich. Er dachte daran, was Jens während der furchtbaren Tage, als Hanna so krank war, alles für ihn getan hatte. Damals hatte er für einen Moment gedacht, dass ihre Freundschaft vorbei sei. Aber Jens würde ihn nie im Stich lassen. Und Hanna hatte überlebt. Seine verzweifelte Reise war nicht vergebens gewesen.

Jens hob sein Weinglas und sagte mit lauter Stimme:



Dan T. Sehlberg

Sinon
Thriller

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48343-3

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2017

Seit der Entdeckung des neuartigen Virus NCoLV gibt es bisher nur eine einzige Person, die die Infizierung überlebt hat: Hanna, die Frau von IT-Professor Eric Söderqvist. Eric war es gelungen, an die einzige existierende Dosis des Gegenmittels zu kommen, doch nun ist der Entwickler tot, und niemand kennt die Formel. Dann kommt eine Biotechfirma aus Uppsala auf die Idee, Hannas Blut gewinnen – aber diese hat kein gutes Gefühl dabei, und es gibt Gerüchte, dass das Unternehmen in terroristische Aktivitäten verwickelt ist ...



[Der Titel im Katalog](#)